

Ein gutes Geschäft.

Novelle von E. v. König.

Wir sahen wieder einmal in frühlicher Tafelrunde und ließen es uns gut schmeiden. Besonders der alte Geheimrath Sanders war mit Leib und Seele dabei. Er hatte sich als bekannter Gourmet, wie immer in den Monaten mit „M“, sein Lieblingsgericht, Austern, bestellt, und in der That war es eine Freude, mit anzusehen, mit welcher Kennermiene er sie einschlürfte.

Sie scheinen ja ein großer Liebhaber dieser ebenso nützlichen wie angenehmen Geschöpfe zu sein, meinte ein junger Großkaufmann, Namens Höfner, der während eines vorübergehenden Aufenthalts in der Hauptstadt von einem gemeinschaftlichen Freunde in unsern Kreis eingeführt worden war.

„Aberdings“, versetzt der alte Herr, ohne sich stören zu lassen. „Ich ziehe die Austern allen anderen Lederbissen vor und habe auch meine schwerwiegenden Gründe dazu. Die Sache ist einfach die, daß ich immer in der geheimen Hoffnung lebe, daß mir diese Luftsperrung für ein so winziges Geschöpf der einstmals von ihm vergolten wird, und zwar dadurch, daß ich vielleicht im Innern eines dieser Thiere eine recht große Perle finde, wodurch meine Unkosten auf einen Hieb gedeckt werden.“

Bei dieser unerwarteten Erklärung lachten wir laut auf.

Der junge Mann lächelte nur fein und erwiderte:

„Ist es denn schon festgestellt, daß Austern überhaupt in ihrem Innern Perlen bergen? Ich weiß sehr wohl, daß diese Ansicht ganz und gar ist, doch habe ich allen derartigen Angaben stets ein sehr gewisses Mißtrauen entgegengebracht. Es ist ja möglich, daß dergeartete schon vorgekommen ist, doch gehört dies sicher zu den größten Seltenheiten. Ich selbst bin übrigens, ohne mir schmeicheln zu wollen, ein guter Kenner von Perlen, und meine Mutter besitzt selbst eine seltene Sammlung von echten Perlen, doch stammen diese ausnahmslos von Perlmuscheln.“

Ein einziges Mal bin ich allerdings selber dabei gewesen, wie eine Perle in einer Austern gefunden wurde.“

„Aha, sehen Sie?“ entfuhr es den Lippen des Herrn Rath, indem er vernünftigt schmunzelnd eines der verläumderten, schlüpfrigen Wesen seinem Gaumen zuführte.

„Es sind ungefähr sieben Jahre her, seit mein Vater beschloß, mich nach Berlin zu schicken — das erste Mal, daß ich eine größere Reise allein unternehmen sollte. Denn da ich von fünf Geschwistern als einziger zurückgeblieben war, so war ich natürlich ein sogenanntes Angstkind, und meine Mutter begab sich für mich eine geradezu übertriebene Sorgfalt. Sie protestierte so lange es ging, doch an der Festigkeit meines Vaters erlahmte schließlich ihr Widerstand, und ich konnte mich reisefertig machen, nicht ohne vorher eine Menge von weisen Lehren und Ermahnungen seitens meines besorgten Mütterchens anhören zu müssen. Trotzdem vergah sie doch darüber nicht ihre Liebhabereien, denn sie schärfte mir noch ausdrücklich ein, falls ich auf meiner Reise Gelegenheit haben sollte, schöne echte Perlen zu erwerben, so sollte ich sie ja nicht vorübergehen lassen. Nach den Bestimmungen meines Vaters sollte ich zuerst alle Hauptstädte Europas aufsuchen und mit der deutschen Reichshauptstadt den Anfang machen.“

Der war vernünftiger als ich? Früh Morgens reiste ich ab, begleitet von den Schwestern meiner Mutter und den Segenswünschen des Vaters, und schon am Abend langte ich an meinem ersten Bestimmungsort an und war erstaunt, ja fast verwirrt, als der ungeheure Strom des hauptsächlichsten Betriebes an mir vorüberausfachte.

Ich logierte in einem der ersten Hotels, das mir mein Vater vorgeschrieben hatte. Geld hatte ich auch in genügender Menge mitbekommen. 7000 Mark, von denen 5000 in mein wolleues Unterhemd eingeknäht waren; meine Reise ins unbekannte Land konnte also ihren Anfang nehmen. Uebrigens hatte ich für ganz unvorhergesehene Fälle noch einen Creditbrief bei mir.

Vier ganze Wochen brauchte ich erst dazu, um mich in all dem Trübel, all dem Neuen, das auf mich einströmte, einigermaßen zurechtzufinden. Gewöhnlich nahm ich mein Mittagessen in einem der feinen Restaurants unter den Linden ein und war in den letzten Tagen immer der Nachbar eines sehr solid aussehenden Herrn gewesen, mit dem ich gern plauderte, da er viel Land und Leute gesehen hatte und im übrigen sehr interessant zu erzählen verstand. Wir kamen hierbei auch einmal auf Perlen zu sprechen, und als er von meinen Absichten vernahm, gelegentlich echte Perlen einzukaufen, theilte er mir höchst amüsiert mit, daß ihn das gleiche Ziel hiergeführt habe, nur mit dem Unterschied, daß es bei ihm die Hauptsache sei. Und nun stellte er, der sich anfangs nur einfach als „Rösner“ eingeführt hatte, sich mir auch in seiner Eigenschaft als Juwelier aus Wiesbaden vor.

Eines Mittags sahen wir wieder an unserm gewohnten Platz und waren in unsere Unterhaltung vertieft, als plötzlich mein Blick durch die Erscheinung zweier Damen, einer älteren und einer jüngeren, gefesselt wurde, die vis-a-vis von uns Platz nahmen. Sätze es sich nur um die ältere, anscheinend die Mutter der andern, handelt, so wäre meine Aufmerksamkeit wohl nicht so reger geworden; aber die jüngere — meine Herrin, die jüngere — sie bot es entzündendes Bild

von Schönheit und Jugendblüthe. Dazu über der ganzen Erscheinung ein Hauch von Bornehmtheit, der allerdings der Aelteren vollständig mangelte.

Mein Tischgefährte hatte gar bald an meinen zerstreuten Antworten gemerkt, daß ich nicht ganz bei der Sache war, und auch die schöne Ursache herausgefunden, denn er sah mich lächelnd von der Seite an. Ich erröthete, wie ein entpuppter Sünder, doch ich konnte meine Blicke nicht von dem anmuthigen Bilde losreißen. Die junge Dame hatte sich ebenfalls, wie unser verehrter Rath, ein Duzend holländischer Austern bestellt, und mein junges Herz bebte fast vor Entzücken, als ich sie so grazios mit dem Messerchen hantieren sah. Dabei schien es mir, als ob sie mir ab und zu einen ihrer nachbunzlenden Blicke unter den gesenkten, langen Wimpern herüberschickte, so daß ich zuletzt ganz in Ekstase gerieth. Sollte auch ich Einbruch auf sie gemacht haben? fragte ich mich.

Schon war sie bei der letzten Austern angelangt und eben im Begriff, auch ihren deliziosen Inhalt herunterzuschlucken, als sie plötzlich einen leisen Schrei ausstieß. Und im nächsten Moment zeigte sie ihrer aufs höchste erschrockenen Begleiterin eine Perle, die sie der Muschel entnahm und die sie auf ein Haar verschluckt hätte.

Und was für eine Perle! Von ganz außergewöhnlicher Größe. Von allen Seiten hatte man den Vorgang bemerkt, und ringsherum konnte man Blide voll neidischer Mißgunst über dieses fabelhafte Glück sehen, und mein Nachbar, Herr Rösner, war sogar emporgesprungen und starrte wie verzaubert auf das seltene Stück. Ich benutzte selbstverständlich gleich die gute Gelegenheit, um in die Nähe des holden Wesens zu gelangen, wobei die ja auch mich interessirende Perle erst die zweite Rolle spielte.

Aber die Perle war wirklich schon allein lebenswerth, was ich als ziemlich Kenner zugeben mußte. Sie war gänzlich rund und besaß den schönsten Silberglanz, der sich denken läßt. Ohne jeden Fehler, silberhell und von milchweißer Farbe, schillerte sie, wie man es sonst nur an orientalischen Perlen findet.

Als wir auf unsern Platz zurückkehrten, sagte Rösner in bedauerndem Tone:

„Schade, es ist eine der kostbarsten Perlen, die mir in den letzten Jahren begegnet sind, doch ich kann, selbst wenn die Dame sich davon trennen wollte, sie leider nicht erwerben, da ich mich in diesen Tagen schon zu sehr anderweitig engagirt habe. Uebrigens das erste Mal während meiner langen Geschäftstätigkeit, daß gerade eine Austern einen solchen Schatz von sich gegeben hat.“

Während unseres Gesprächs war ein Herr an den Tisch der Damen getreten, hatte sich in ziemlich lautem Tone, so daß es bis zu uns herüberdrang, als „Hofjuwelier Stargard“ vorgestellt und sich dann ebenfalls die Perle zur näheren Besichtigung ausgeben.

Lange betrachtete er den kostbaren Gegenstand, dann sagte er:

„Würden die geehrten Damen eventuell geneigt sein, diese Perle zu veräußern?“

„Was meinst du, Mama,“ wandte sich die Jüngere an ihre Begleiterin, „sollen wir uns von unserem Funde trennen?“

„Das ist deine Sache,“ hörte ich die Aelte erwidern, „dir gehört die Perle, du kannst darüber verfügen.“

„Ich zahle sofort baare tausend Mark,“ sagte der Fremde, während ich glaubte, seine Augen förmlich vor Habgier funteln zu sehen.

Doch jetzt hätte man seinen Konturrenten, meinen Tischnachbarn, sehen sollen. Mit kaum zu bezwingender Erregung raunte er mir zu:

„Der Kerl ist ein infamer Schuft, die Perle ist unter Brüdern mindestens ihre sieben bis achttausend Mark werth.“

Auch ich mußte zugeben, daß bei dem offerirten Preise meine Angeboter arg über's Ohr gehauen würde. Auch ihr selbst schien es so, denn sie erwiderte kühl:

„Das scheint mir denn doch etwas zu wenig zu sein.“

Doch rasch versetzte er:

„Sie irren, meine Gnädigste, kein anderer wird Ihnen mehr bieten. Doch damit Sie sehen, daß Sie es mit keinem unzulässigen Manne zu thun haben — nun denn: 1500.“

Aber nun konnte sich Herr Rösner nicht länger halten. „2000,“ schrie er voll Empörung.

Diese plötzliche Rivalität schien dem andern sehr unwillkommen zu sein. Haherfüllt blickte er seinen Gegner an und meinte:

„Meinetwegen, 2000, ich halte mit.“

„Ich kann nicht weiter bieten,“ flüsterte mir Rösner zu, „ich hab' ja nicht so viel bei mir, aber dem Gauner den Raub lassen — nimmermehr.“

„Lassen Sie nur,“ beruhigte ich ihn, „auch ich denke nicht daran, diese Dame überzubehelzen zu lassen — ich selbst werde mitbieten.“

„Wenn ich Ihnen mit dem bieten kann, was ich bei mir habe?“ fragte Rösner dankbar. Er gönnte dem Konturrenten seinen Triumph nicht.

„Ich glaube,“ entgegnete ich lächelnd, „da werde Ihre Güte nicht nöthig haben, in Anspruch zu nehmen.“

Ich war fest entschlossen bis zu 5000 Mark zu geben, der Summe, die ich eingeknäht bei mir trug, und freute mich schon auf die Augen, die mein Mütterchen machen würde, wenn ich ihr diesen Clou ihrer Sammlung zu führen würde.

Was soll ich Ihnen weiter sagen? Ich ließ mich bis 6000 Mark in die Höhe treiben, und schon wollte ich verzichten, als mein Gegner die Segel strich und sich für besiegt erklärte. Ich hat die Damen um einige Minuten Geduld und ging mit meinem Tischgefährten in einen Nebenraum, wo ich ihm mittheilte, daß ich leider nur 5000 Mark bei mir hätte und außerdem noch ungefähr 500 Mark kleines Geld, worauf er sich aufs liebenswürdigste bereit erklärte, mir die fehlenden 500 Mark vorzuschießen, was er auch sofort that. Ich selbst schnitt mit dem Taschmesser meine geheime Tasche auf, entnahm ihr meinen ganzen Fonds, und so ausgerüstet, begab ich mich mit Rösner zu den Damen zurück. Der andere Juwelier hatte längst das Lokal verlassen.

Ich stellte mich nun auch den Damen vor und erfuhr, daß ich eine Baronin Listowski nebst Tochter, zu zeitweiligem Aufenthalt in Berlin, wohnhaft Hotel Kaiserhof, vor mir habe, zahlte die vereinbarte Summe auf den Tisch, nahm dafür freudestrahelnd meine kostbare Perle in Besitz und war ganz aus dem Häuschen, als mir die ältere Dame den Vorschlag machte, falls mir doch der Handel leid werden sollte, sie ruhig zu besuchen, da sie gern den Kauf rückgängig machen würde. Ich beschloß natürlich, die Perle zu behalten, dagegen von ihrer freundlichen Einladung den weitesten Gebrauch zu machen.

Ich verabshiedete mich, und bald darauf verließ mich auch Herr Rösner, nachdem er mir hatte versprochen müssen, morgen zeitig in unserm Restaurant zu erscheinen, um mich von meiner Schuld zu befreien.

Als ich bei einem vornehmen Juweliersgeschäft vorbeikam, ging ich zum Spaß hinein, begierig, wie man hier meinen Kauf toriren würde.

Doch wer beschrieb mein Entsetzen, als mir der Inhaber schon nach oberflächlicher Betrachtung trocken erklärte, daß mein Kleinod nur eine geistliche Nachahmung sei. Ich dachte, der Schlag sollte mich treffen. Jetzt sah ich mir meine Perle genauer an, und da entbedte ich allerdings, daß ich eine ganz andere vor mir hatte, als vor dem Kauf. Himmel, ich war also betrogen worden, schändlich betrogen — und noch dazu von jenem engelgleichen Geschöpf — ich konnte es nicht glauben.

„Verlassen Sie sich darauf, mein Herr,“ sagte der Juwelier, „man hat Sie hinter's Licht geführt. Das ist nun schon das dritte Mal, daß ich eine derartige Imitation zu Gesicht bekommen. Die ganze Komödie wird von einer internationalen Schwindlergesellschaft inszenirt, die mit großen Mitteln zu arbeiten scheint. Denn jene erste Perle, die man Ihnen gezeigt hat, war sicher echt.“

Ich rannte wie belesen fort, nach dem Restaurant zurück; selbstredend waren die lodern Vögel schon längst über alle Berge. Ich telefonirte sofort nach dem Hotel Kaiserhof, um die niederschwermende Antwort zu erhalten, daß dort keine Baronin Listowski abgehienge sei.

Völlig gebrochen, nahm ich eine Droschke und fuhr nach dem Polizeipräsidium. Was würden meine Eltern zu diesen ersten Helbenstreichen ihres Sohnes sagen, und was Herr Rösner, wenn er morgen diesen geliebten Schwindel erfährt!

Als ich dem Beamten meine Leidensgeschichte erzählte, schüttelte er bedenklich mit dem Kopf.

„Das wird schwer halten,“ meinte er, „wir sind der Bande allerdings auf der Spur, aber bei ihrer Raffiniertheit und Durchtriebenheit kann es noch lange dauern, ehe wir das Gefindel fassen. Nun, vielleicht gelingt es uns doch noch, ihre Rationale ist uns bekannt.“

Nicht gerade sehr hoffnungsvoll trat ich den Heimweg nach dem Hotel an, wo ich mich verzögert sogleich zu Bett legte.

Doch wie ward mir, als bereits drei Stunden später ein Schuttmann in mein Zimmer trat und mich ersuchte, sofort nach dem Polizeipräsidium zu kommen, wo man eine wichtige Nachricht für mich habe. Im Ru war ich wieder angeleitet, und eine halbe Stunde später betrat ich nochmals das bekannte Gebäude.

Lachend trat mir der Beamte entgegen.

„Sie können von Glück sagen. Wir haben sie gerade in dem Momente abgefaßt, wo sie ihre Beute theilten. Sie können Ihr ganzes Geld wieder in Empfang nehmen. Wünschen Sie die Herrschaften vielleicht noch einmal zu sehen?“

Ich war so glücklich darüber, mein Geld wiederzubekommen, daß ich dem Beamten am liebsten um den Hals gefallen wäre, doch jene Gauner wiederzusehen, trug ich nicht das geringste Verlangen.

„Vielleicht nur einen kurzen Blick?“ meinte der Beamte gutmüthig. „Sie sitzen im Nebenzimmer und haben bereits alles gesehen.“

Er öffnete ein wenig die Thür, und richtig, da sahen sie alle, denen ich so arglos ins Garn gegangen war. Da

war das süße, junge Wesen mit dem feinen Teint und den nachbunzlenden Augen, da war ihre Mutter, die alte Heze, da war Herr Stargard, der Juwelier und — ja, konnt' ich meinen Augen trauen? Da sah auch Herr Rösner, mein zuvorkommender Tischnachbar.

Als ich eine darauf bezügliche Bemerkung machte, theilte mir der Beamte mit, daß jener gerade der Hauptmacher sei, der die ganze Sache entriet habe.

„Seit jenem denkwürdigen Tage,“ schloß der junge Mann seine Erzählung, „glaube ich weder an engelgleiche Wesen noch an die Perlen in der Auster.“

Im „Todeshaus“ von Sing-Sing.

Von Mary Oberberg.

Wer das große amerikanische Staatsgefängniß am Hudson unweit New York auch nur von außen einmal gesehen hat, wird den seltsamen Namen Sing-Sing nicht hören können, ohne einen leisen Schauer zu verspüren. Vor dem geistigen Auge taucht die in ihrer Eintönigkeit fast beängstigend wirkende Fassade des langgestreckten Hauptgebäudes auf, an dem man sechs übereinander liegende Reihen mit je 92 inreiterter Fensterreihen zählt. Und wenn man sich vergegenwärtigt, daß nicht viel der dort vorhandenen 1330 Zellen unbefüllt sind, kommt einem ein Grauen an.

Gerade vor Sing-Sing fürchtet sich der amerikanische Verbrecher sehr, schon weil von der auf einem felsigen Plateau hart am Wasser situirten Strafanstalt ein Entkommen absolut unmöglich scheint. Jeder Mißthäter aber, der für längere oder längere Zeit hinter Schloß und Riegel wandern muß, trägt sich wohl so ganz im Stillen mit der Hoffnung, eines schönen Tages seinen Wächtern entweichen zu können. Dieser Hoffnungsstrahl, an den sich selbst der zum Tode Verurtheilte noch anklammert, wie der Ertrinkende an den Strohhalm, existirt für den Sing-Sing-Sträfling kaum.

So einmüthig und wenig angenehm das Leben in Gefängnissen im Allgemeinen und in der Hubsongfeste im Besonderen auch sein mag, wird es von den meisten Häftlingen schließlich mit einem gewissen Gleichmuth ertragen. Ein großes Maß von Trost und auch seelischer Kraft und starke Nerven gehören jedoch dazu, monatelang in dem sogenannten „Todeshaus“ des Sing-Sing-Gefängnisses auszuharren. Man muß sich in der That wundern, daß die in dem ziemlich isolirten Anbau untergebrachten Delinquenten, über die das Todesurtheil verhängt ist, nicht total zusammenbrechen, ehe der elektrische Stuhl ihrem unseligen Dasein ein Ziel setzt. Von den Anfalls-Werksstätten, in denen fleißig gearbeitet wird, und somit vom täglichen Verkehr mit den Leidengefährten ausgeschlossen, als bitterer Ersatz dafür die Aussicht auf das schreckliche Ende, gefoltert von der Ungewißheit bezüglich des bestimmten Termins der Hinrichtung — so verbringen die dem Tode Geweihten ihre letzten Tage, die oft zu vielen Wochen und Monaten werden. Daß ein solches Existiren schrecklicher ist, als das gewaltsam herbeigeführte Sterben selbst, war die Ueberzeugung fast aller bisherigen Inhafteten der „Condemned Cells“.

Das behauptet wenigstens ein Geistlicher, der in seiner Eigenschaft als Kaplan des Zuchthaus von Sing-Sing in nahe Berührung mit den jeweiligen Bewohnern des „Todeshauses“ gekommen ist, in das außer ihm, dem Gefängnißarzt und dem speziellen Beamtenpersonal nur die allerersten Angehörigen der Verurtheilten Zutritt erhalten. Niemand gelang es einem Zeitungsberichterstatter, bis in diesen Theil der Strafanstalt vorzudringen. Ein Artikel, den Reverend Conaerson über die seiner Seelsorge anvertrauten gefangenen Todesandidaten von Sing-Sing für ein New Yorker Blatt schrieb, nachdem er sein Kaplansamt dort niedergelegt hatte, erregte daher begeistertes Aufsehen.

Während der vierjährigen Amstättigkeit Sanderson's in dem Staatsgefängniß befanden sich zu gleicher Zeit beziehungsweise hintereinander zwanzig Verurtheilte in den abgesonderten Zellen. Als er seinen Posten antrat, barg das Todeshaus sieben Männer, zu denen bald noch zwei dakamten. Von diesen neun des Mordes Ueberführten wurden fünf dem elektrischen Stuhl thatsächlich überliefert, einer erlangte Milde rung seines Urtheils zu lebenslänglicher Einlieferung und dreien genährte man Wiederaufnahme des Verfahrens, was in zwei Fällen mit Freisprechung und in einem mit Zuchthaus endete.

Der kleine Anbau, in welchem sich nicht nur die Zellen für die zur Elektro-Ekzution Verurtheilten, sondern gleichzeitig der kleine Saal mit dem ominösen Stuhl und daranstoßend der Raum für die Autopsie befinden, grenzt unmittelbar an den „Strafstraker“ des Gefängnisses. In diesem Karzer, der nur dunkle Zellen hat, werden die widerpenhigen Sträflinge zur Raision gebracht. Ein langer, mit Steinfliesen ausgelegter Gang führt aus dem Hauptbau durch den Du-Keller direkt nach dem Death House, wo eine eiserne Thür ihn abschließt.

Wer die schwer in den Angeln sich bewegende Eisentür einmal hinter sich zuschlagen hörte, hat nur geringe Hoffnung, ihre Schwelle jemals wieder zu überschreiten. Absolut hoffnungslos aber ist die Lage des Unseligen, dem im Innern des Todeshauses ein unheimbares Thürchen geöffnet wird, das einen kleinen Korridor dem Bild entzieht. Der zwischen Zelle vier und fünf gelegene schmale, kurze Gang führt in das Gemach, in welchem die irdische Gerechtigkeit den Delinquenten seinem himmlischen Richter überliefert. An einem Ende des etwa 40 Quadratmeter umfassenden Zimmers, das ebenso wie die zehn Zellen mit Oberlicht versehen ist, sind in zwei Reihen zwölf einfache Holzstühle aufgestellt. Hier nehmen die vom Gesetz verlangten Zeugen des schauerlichen Altes Platz. Diese sind oft nervöser und aufgeregter als der Hauptbeteiligte, der zum Niedersitzen in den an das entgegengelegte Ende nahe beim Eingang plattirten großen „Sessel“ genöthigt wird. Mehrere starke schwarze Riemen mit Schnallen hängen von dem Möbel herab. Jeder der sechs Gefängnißbeamten, die sich um den Mißthäter gruppieren, ergreift einen der dreier Lederstreifen. In wenigen Sekunden sind Kopf, Brust, Arme und Beine des Sitzenden an den Stuhl geschnallt, der seinerseits mit kräftigen Schrauben und Krampen am Fußboden befestigt ist. Dem vollkommen Hilflosen werden nun schnell die Elektroden angelegt, der die elektrische Batterie dienende verborgene „Scharfrichter“ erhält ein Zeichen, und im nächsten Moment jagt der gewaltige Strom von 1700 Volt durch den Körper des Verbrechers. Allmählich wird er bis auf 200 Volt abgeschwächt und dann ausgeschaltet. Fast immer ist ein zweiter Strom von der vorherigen Kraft nöthig, um die Herzthätigkeit völlig zum Aufhören zu bringen. In manchen Fällen hat man sogar drei, vier- und fünfmal von neuem die 1700 Volt durch den erstaunlich widerstandsfähigen Körper senden müssen, ehe der Tod thatsächlich eintrat. Fünfmaliger Strom war bei dem Italiener Antonio Ferraro nothwendig, von dem Reverend Sanderson sagt, er sei ein resoluter, kleiner Mann von unterer Statur mit ungewöhnlich kurzem Hals gewesen. Seinen Wächtern hatte Ferraro übrigens versichert, daß Elektrizität ihn nicht tödten könne, da würde man schon eine andere Hinrichtungsmethode in Anwendung bringen müssen. Es schien fast, als sollte seine Behauptung sich bewahrheiten. Die Letzte sahen sich verblüfft an, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß auch die vierte elektrische Attade ohne die erwartete Wirkung blieb. Dem fünften Angriff des mächtigen Stroms hielt aber die zähe Natur doch nicht stand, und mit Gewißheit konnte das Erlöschen des letzten Lebensfuntes konstatiert werden.

Recht interessante Angaben macht der ehemalige Zuchthauskaplan über die mannigfaltigen Zerkürungen, mit denen sich die zu seiner Zeit in den Todeshauszellen von Sing-Sing eingeschlossenen gefangenen Lebelhüter die Zeit vertrieben. Die vielfach verbreitete Annahme, der seiner Hinrichtung entgegensehende Verbrecher dürfe durch nichts abgelenkt, sondern solle gesungen werden, über sein verlorenes Leben nachzudenken und sich buffertigen Betrachtungen hingeben, ist irrig. Man entzieht den Todgeweihten zwar den Trost, den die Arbeit zu bieten vermag, doch steht es ihnen frei, sich durch die gesammte Gefängnißbibliothek hindurchzulesen, den ganzen Tag zu rauchen — vorausgesetzt natürlich, daß ihnen die Mittel zur Anschaffung von Rauchwaren zur Verfügung stehen oder Anverwandte sie damit versehen — Briefe zu schreiben, schließlich auch zu dichten, zu zeichnen und dergleichen mehr.

So verbrachte Lorenzo Priori, ein feißblütiger Sohn des sonnigen Italiens, den größten Theil seiner Zeit damit, nicht gerade künstlerische Zeichnungen auszuführen, Fächer aus Papier anzufertigen und — Mäuse zu fangen, die er in eine leere Zigarettenstippe sperrte und, nachdem sie recht zahm geworden, zu allerlei kunstflüchtigen abridete. Die kleinen Gefangenen turnten an seinem ausgebreiteten Zeigefinger wie Akrobaten an der Redstange. Hätte man Priori, der Apollheller war, daran gehindert, diesen kleinen Scherzen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, so würden seine Wächter wohl keinen leichtern Stand mit dem leidenschaftlichen, unheimlich reizbaren Mann gehabt haben. Sein unbändiges Temperament kam hin und wieder in seinen Briefen zum Ausdruck, auch ließ er es mit scharfbarer Heftigkeit an seiner Gattin aus, wenn sie ihn besuchte. Er behauptete nämlich bis zuletzt, daß der Bruder seiner Frau den Mord begangen, dessen man ihn, Priori, für schuldig hielt. Gegen den Reverend bezogte der Verurtheilte jedoch stets ausgesuchte Höflichkeit.

Als Bücherwurm im wahren Sinne des Wortes galt ein gewisser Fritz Meyer, ein Deutscher von Geburt. Dieser Mann, der bei einem Versuch, die Armenbüchse einer Kirche ihres Inhaltes zu entleiben, den Postleuten ergriff, der ihm dabei ergriffen, wurde schon früher für Einbrüche und Diebstähle manches Jahr in Sing-Sing und ähnlichen Instituten verurtheilt. Eines der letzten Untthat wegen

zum Tode verurtheilt, bewohnte er, als Sanderson hinfam, bereits so lange eins der bescheidenen Quartiere im Death House, daß unter den Beamten die Annahme herrschte, die hohe Gerichtsbarkeit habe den Delinquenten total vergessen. Fritz Meyer nahm sich diese Vergesslichkeit keineswegs zu Herzen, sondern machte sich, nachdem er das erste unbehagliche Gefühl überwunden hatte, über die in deutscher Sprache gedruckten Bücher der Gefängnißbibliothek her. So studirte er bedächtigt einen nach dem andern der 240 vorrätigen Bände und war gerade im Begriff, die ganze Sammlung nochmal von vorn durchzugehen, als ihm am 23. Mai 1900 — nach 24-jährigem Verweilen im Verurtheiltenhaus — verurtheilt wurde, daß seine letzte Stunde geschlagen habe.

Auch einen schwarzen Todesandidaten gab es während Reverend Sanderson's Anwesenheit in Sing-Sing. Benjamin Pugh besaß viel Humor und die seltene Gabe, jedem Dinge eine lustige Seite abzugewinnen. So meinte er bei seiner Einlieferung in Bezug auf die Formalitäten, denen er sich zu unterziehen hatte, achselzuckend: „Romisch! Erst interviewte mich der Buchführer, dann der Doktor und nach ihm der Kaplan. Wer mag nun kommen, um sich so einnehmend mit mir zu beschäftigen?“ „Der Leichenbestatter,“ entgegnete man ihm lakonisch. Dies traf aber nicht zu. Wenigstens war es noch recht häufig der Geistliche, der den intelligenten Regler gern besuchte und oft lange mit ihm sprach.

Ein Grieche, Namens Zivouras, pflanzte zum Zeitvertreib Zwicbels, die ab und zu ganz und ungeschält zum Abendbrot gegeben werden, in ein mit angefeuchtem Tabak gefülltes Stöckchen und freute sich kindlich über die langen, blaffen Triebe, die aus der Knolle emporstießen. Zwei andere Verurtheilte, deren Zellen nebeneinander lagen, erfanden Mittel und Wege, um Schach spielen zu können. Jeder zeichnete die Felder eines Schachbrettes auf Papier und nummerierte sie. Dann fertigte man sich Schachfiguren, die allerdings nur entfernte Aehnlichkeit mit solchen besaßen, aus einem Teig von Brotkrume, Seife und Wasser und versah die mehrfach vorhandenen gleichfalls mit Nummern. Jeder der beiden durch die Zellenwand getrennten Spieler hatte nun ein Brett mit sämtlichen Figuren vor sich, und sobald er einen Zug that, nannte er dem Partner die Figur und die Zahl des Feldes, auf das er sie setzte. Diese etwas komplizirte Art des Schachspieles unterhielt nicht nur die Beteiligten während vieler Stunden, sondern setzte auch die Inhafteten der anderen Zellen in den Stand, der Partie zu folgen. Die Verurtheiltenzellen sind nämlich statt mit einer vorderen Wand mit einem Gitter von starken Eisensäben versehen, durch deren Zwischenräume der beständig auf- und abwandende Wächter den ganzen Raum übersehen kann. Wenige Fuß vor den Zellen zieht sich noch eine hohe Drahtwand hin, die für etwaige Besucher die Grenze bildet. Näher darf selbst die Gattin nicht zu ihrem Manne heran, dem sie von dort aus alles, was sie ihm noch sagen möchte, vor vielen Zeugen geöfferrnachen zurufen muß.

Die energische Rädin.
Junge Frau: „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß mein Mann im Essen sehr anspruchsvoll ist, die geringsten Fehler fallen ihm sofort auf.“
Rädin: „Na, die Fagen wollen wir ihm bald austreiben.“

Ungewißheit.
Student (zu seinem Freunde): „Mir ist heute so konfus zu Muthe, ich weiß gar nicht, habe ich Dir neulich zehn Dollar gepumpt, oder hast Du sie mir gepumpt, oder möchtest Du mir nicht gleich zehn Dollar pumpen?“

Moderne Kinder.
Die kleine Emma: „Weißt Du, wo Benedik ist?“
Laura: „Rein.“
Emma: „Und Reapel?“
Laura: „Auch nicht.“
Emma: „Da wird es Dir einmal bei der Hochzeitreise schlecht gehen.“

Heilige Gefühle.
Braut: „Ich hätte es Dir schon lange sagen sollen, Otto, ich bin ein armes Mädchen.“
Bräutigam (entrüstet): „Aber — Marie — wie hast Du so lange — mit meinen heiligsten Gefühlen spielen können.“

Vertröstung.
Unteroffizier, zu den abgehenden Reservisten: „Run, Leute, die Zukunft wird Euch ja noch einige Lichtblicke in Gestalt der Reserve- und Landwehrlübungen bringen!“

Der Emporkömmling.
Schrotter: „Herr Kommerzienrath, Sie waren einmal mein bester Freund!“
Bankier (würdevoll): „Hier haben Sie einen Thaler — suchen Sie mich zu verzeihen!“

Vertrauensheim.
Junger Fabrikant, fäktliche Erbscheinung, sucht eine Lebensgefährtin. verlangt wird eine Witt'leier von 100,000 Mark und Erstattung der Interzessionskosten.